

Che auf dem Solex

Che, Che, Che. Eine Lokomotive fährt an. Puff, puff, schwarze Wolken vernebeln den Himmel. Ein Pfiff. Ein weiterer Pfiff. Der Bahnhofvorstand schwingt die Kelle. Er gleicht Che, abgeschnitten. Vielleicht ist es sogar der Che, unser Che, ein Heiliger, Mystiker. Und es surrt, vor dem Restaurant Barbatti in Luzern, flirtet, surrt. Blondes Haar im Wind, darunter ein Mädchengesicht, und auf Brust und Rücken ihres roten T-Shirts grinst Che. Sie hockt, gerade und aufrecht, als lehnte sie sich an einen Besenstiel, auf einem schwarzen Velosolex.

Che ist malenswert, ohne Frage, sein markantes Gesicht, darüber das Béret mit dem Stern. Und bewundernswert. Che, der Arzt, Che, der Revolutionär. Jakob schlürft einen Ristretto. Gleich regnet es. Bruno Barbatti, der Wirt, kaut auf einem kalten Stumpfen. Er hasst Zigarren, vor allem die kubanischen. Und er liebt die Amerikaner. Wieso, weiss niemand. Der Blondschoopf kurvt hinauf, Richtung Museggschulhaus. Che grinst Jakob und Bruno zu, vom Mädchenrücken, darunter ein bezauberndes Füdli. Che, dem Frauenliebbling, gefällt das. Er denkt an sein Motorrad, die Norton Modell 18, mit der er den lateinamerikanischen Kontinent erkundet und das ganze Elend verinnerlicht hat. In seinem Tagebuch steht: »Dieses ziellose Streifen durch unser riesiges Amerika hat mich stärker verändert, als ich glaubte.« Guatemala und Bolivien, Peru. Und sogar im Kongo war er, später. Dann kam der Fidel. Und dann das Schicksal. Die Exekution. Am 9. Oktober 1967, genau um 13.30, fiel der Schuss. Peng. Die Hände wurden ihm sorgfältig abgetrennt, zur späteren Identifizierung.

Diese wunderschönen Zigarrenhände, die so viele Frauen berührt hatten. Und so viele Pistolen und Gewehre. Che wurde ein Heiliger. Ein T-Shirt-Heiliger.

Verehrt von blonden Mädchen. Jetzt prangt er, immer noch grinsend, auf der Mädchenbrust, dem Mädchenrücken, hört das Solex sirren und flirren. Schmiegt sich vorne und hinten an weiche, helle Haut. Che fehlt nichts. Weder Zigarren noch Hände. Er hat alles, was er braucht. Und grinst. In den jungfräulichen Mädchennacken. Puff, puff, die Lokomotive fährt.

Es ist angerichtet

Die Kirchbank drückt in die Knie. Jakobs Hosen glänzen, als trüge er einen Spiegel am Hintern. Geplättet unter der dünnen Internatsmatratze im Voralpinen Knabeninstitut Hinterwald. Wahrlich ein katholisches Haus, mit Beichtzwang. Und Kommunionzwang. Der samstägliche Gang in die Dorfkirche, von oben befohlen. Die Zöglinge strömen ins Tal, zweigen ab, kurz nach der Kirche, Richtung Café Moller. In Vorbereitung der Beichte gibt es allerhand Süßigkeiten, dazu ein Bier. Die Serviertochter gewährt den Ablass, ohne zehn Vaterunser, ohne fünf Gegrüstseistdumaria, stattdessen verkauft sie in der Herrentoilette Zungenküsse, zehn Sekunden für fünfzig Rappen.

Derweil sitzt der Pfarrer im Beichtstuhl, hört von Sünden, unerhörten, unglaublichen, auch gut erfundenen. Wie denn sollte man in einem Internat überhaupt sündigen? Also schlägt man Purzelbäume, im Beichtstuhl. Der Pfarrer erschnuppert eine Bierfahne, verfügt vergeblich eine Betbusse, trotzdem: Ego te absolvo. Das Beichtgehäuse knarrt.

Es ist angerichtet.

Die Glocken läuten zur Messe. Sonntag. Poulet- und Pommesstag. Fräulein Kummer, die Köchin, unförmig wie eine Blutwurst, lugt rotgesichtig aus dem Küchenfenster. Winkt den Buben. Im Speisesaal, vorne rechts, prangt ein roter Fleck an der Wand. Der stammt vom Vorabend. Alberto hat eine Platte Tomatenspaghetti, mit Zorneskraft, am Kopf des Internatsleiters vorbeigeschossen, ziemlich nah, das Ziel aber verfehlt. Jetzt packt Alberto, am Sonntagmorgen und

mitten im Kirchengeläute, seine Sachen. Rauswurf im wahrsten Sinn.

Eucharistiefeier. Jakob blickt entrückt zur Kirchenkuppel. Hört ein inbrünstiges »Näher-mein-Gott-zu-dir« und sieht den VW Käfer. Eben der: beige, mit Weisswandreifen, der Mutter, ihm und Käthi gehörte. Das Verhängnis auf dem Friedhofsparkplatz mit voralpinen Folgen.

Der Pfarrer bricht mit spitzen Fingern die Hostie, legt ein Stücklein in den gut gefüllten Kelch, nimmt einen herzhaften Schluck. Seht das Lamm Gottes, das hinwegnimmt die Sünden der Welt. Die Ministranten heben die Glöcklein, silberhell schallt's in den Freskenhimmel, Johannes dem Täufer mitten ins Gesicht.

Graf Eckert, ein veritabler Adliger aus Wien, sitzt jetzt links von Jakob, dem »Baron«. Ein Spitzname, vor zwei oder drei Jahren vom Grafen höchstselbst nach einer Lateinstunde verliehen. Der Graf zeigt auf den Kelch, sagt zu Jakob, ziemlich laut: »Herr Baron, es ist angerichtet.«

Jakob prustet, kichert, lacht heraus, laut. Ein wieherndes Pferd.

Man hört eilige Schritte im Kirchengang. Der Schulleiter holt hinterrücks aus und verpasst dem Grafen eine schallende Ohrfeige.

Ein klassischer error in persona, das lernt Jakob allerdings erst später, im Jus-Studium.

Der Rächer vom Dienst greift sich die beiden Zöglinge beim Haupttor, kann sich kaum beherrschen, zetert und schimpft sich in Rage. Für euch beide gibt's heute keinen Zirkus Knie, nachmittags schreibt ihr die Hausordnung ab, zehnmal. Eine saftige Busse. Das linke Ohr des Grafen schimmert wie ein kräftiges Morgenrot.

Ein riesiger Amerikanerwagen kreuzt die Kirche. Alberto

winkt grinsend aus dem Fenster, sein Vater am Steuer, Zornesröte im Gesicht.

Es ist angerichtet.

Die Kletterschlange

Jakobli verschränkt die Beine, umschlingt die Kletterstange. Schnauft. Neben ihm flitzen die Schulkameraden hinauf und hinunter. Der Turnlehrer pfeift, schüttelt den Kopf. Jakobli klebt. Am Boden.

Die Waage zeigt heute achtzig Kilo. Der Turnlehrer macht Ächzgeräusche, schüttelt den Kopf. Hopp, Jakobli, reiss dich zusammen, steig auf, eins, zwei, drei. Jakobli ist dreizehn Jahre alt und klebt unerbittlich am Boden. Ein richtiger Kühlschränker. Die Mutter drohte, den heimischen Kühlschrank mit einem Schloss zu sichern. Jakobli, den Immerhungrigen, würde das kaum abschrecken. Im Keller gibt es Büchsen. Gottseidank. Jetzt allerdings ist nichts mit Kühlschränken und Rettungsbüchsen, Jakobli ist im katholischen Knabeninternat Hinterwald, wo das Motto »Aut bibat, aut abeat!« gilt. Frei nach Cicero: »Vogel, friss oder stirb!« Die Zöglinge futtern rund um die Uhr. Gegen Heimweh, Liebeskummer, Hormonschübe, schlechte Noten, Langeweile, Einsamkeit. Die elterlichen Fresspäckli sind wahre Kalorienwundertüten. Quasi Nahrungsergänzungsmittel. Schokolade, Guetzi, Marzipan, Nougat, Lebkuchen, Gummibärchen, Studentenfutter, Landjäger, Cervelats – und Datteln für die Gesundheitsbewussteren.

Abhilfe? Die Mutter hört von einem Augendiagnostiker. Er ist in Konstanz, heisst Dr. Kreuznacht. Hätte schon Wunder gewirkt, meint die Nachbarin – augenzwinkernd. Also ab ins Sammeltaxi mit Ziel Konstanz. Jakobli ist eingequetscht, auf der hinteren Sitzbank, zwischen dicken Frauen, Buben und Mädchen. Er schwitzt, hat Hunger.

Dr. Kreuznacht ist ein fröhlicher Mann. In der Praxis stehen und liegen allerlei obskure Gerätschaften, die Vorhänge sind zugezogen. Medizinische Düsternis. Jakobli muss in eine Art umgekehrten Feldstecher blicken, der an einem stämmigen Dreifuss klebt. Dr. Kreuznacht glaubt an die Methode, unerschütterlich, er forscht, nach Krankheiten und Verhaltensmustern, alles über das Auge. Derweil ist die Methode umstritten, jegliche wissenschaftliche Grundlage fehle, sagen die Schulmediziner. Aber Kreuznacht ist auch Mediziner und – Zauberer. Jetzt dreht er an einem faustischen Räderwerk, grunzt hie und da, macht Notizen, sperbert in die Augen von Jakobli. Verfolgt die segmental geordneten Leitungsbahnen, die übers Rückenmark bis in Jakoblis Iris führen. Nicht zu verwechseln mit der späteren Gattin von Jakobli, die Iris hiess und nicht über sonderlich geordnete und eher aushäusige Leitungsbahnen verfügte. Aber das weiss momentan weder Dr. Kreuznacht noch Jakobli.

Die offensichtliche Diagnose lautet: Übergewicht. Der Doktor stellt ein Rezept aus. Mein lieber Jakobli, hier sind verschiedene Pillen, grüne, rote und blaue. Von denen nimmst du täglich je drei Stück, vor dem Essen. Und jetzt machen wir Diät, rigoros. Morgens ein Apfel mit ungesüsstem Tee, mittags Gemüse aus dem Wasser, salzlos, abends drei Löffel Molke, aufgelöst in lauwarmem Wasser, dazu einen Apfel mit Tee, ungesüsst. Keine Kühlschränke! Keine Büchsen!

Jakobli fährt es kalt durchs Rückenmark, ein Blitzschlag aus heiterem Himmel. Die Mutter schlägt sich auf den Mund, verdrückt Tränen in ihr handrouliertes Taschentuch. Aber, Herr Doktor ... Nichts da, niente, nada! So Dr. Kreuznachts barsches Verdikt. Er fährt seinem Patienten über den Kopf, bemerkt, jetzt mit etwas wärmerer Stimme, fast wie die

Kanzlerin Merkel dereinst: Wir schaffen das. Wir sehen uns in drei Monaten.

Jakobli, inmitten von über achtzig Kameraden, nimmt fortan die Pillen, die Äpfel, die Molke und den Tee, ungesüsst. Neben, hinter und vor ihm wird gemampft, geschlemmt, gegrunt und gerülpst. Speckkrösti, Tomatenspaghetti, Fischstäbchen, Kartoffelstock und allerhand Desserts verschwinden flugs in gierigen Bubenmündern. Beim Frühstück liegen neben und hinter und vor Jakobli die dick mit Butter und Konfitüre bestrichenen Brotscheiben, die leckeren Käsestücke und die sich eilends leerenden Ovomaltinebüchsen. Jakobli bleibt ungerührt. Ein Wunder. Er denkt an Dr. Kreuznacht, dieser wird ihm zum Gebet, zum Mantra, zum strahlenden Führer durch den Hunger, zum Fastenfels. Jakobli hält durch, im wahrsten Sinn des Worts, durch dick und dünn, wird förmlich schlanker, von Woche zu Woche.

Nach drei Monaten sitzt Jakobli mit Mutter wieder im Sammeltaxi. Nach Konstanz. Dr. Kreuznacht erkennt den Jakobli nicht. Er erschrickt, kann es kaum fassen. Fünfundzwanzig Kilo hat Jakobli abgespeckt. Kreuznacht gratuliert. Überschwänglich. Sagt zu Jakobli, jetzt gehst du zum nächsten Metzger und lässt dir ein solches Stück zeigen.

Ein Wunder? Ein Sieg der Iridologie? Oder ein Sieg von Jakobli?

Im Turnen wird Jakobli einer der Besten. Die Kletterstange ist besiegt, Jakobli flitzt hinauf, hinunter und hinauf.

Jakobli, die Kletterschlange.